

Ulrich Veit

Der Theoretiker als Spielverderber? Oder: Neues vom sechsten Kontinent

„Theoretiker“¹ ist – ebenso wie Immobilienmakler – keine rechtlich geschützte Bezeichnung. Jeder Archäologe kann sich so nennen, wenn ihm danach ist² und ich habe nicht die Absicht, dieses Recht in irgendeiner Weise zu beschränken.³ Wie auf jedem anderen Wissenschaftsgebiet, müssen sich aber selbstverständlich auch auf dem Felde der Theorie Tätige fachlicher Kritik stellen. Ihre Aussagen und konzeptionellen Festlegungen werden idealtypischer Weise von der Gemeinschaft der Forschenden auf ihr Erklärungsvermögen, ihre logische Konsistenz sowie auf mögliche innere Widersprüche geprüft. Ebenso darf selbstverständlich nach einer potentiellen Befangenheit ihrer Urheber ebenso wie nach möglichen unerwünschten politischen Konsequenzen ihrer Position gefragt werden. Und nicht zuletzt müssen auch auf dem Feld der Theorie ganz schlicht die ‚Fakten‘ stimmen, beispielsweise, wenn auf Positionen Dritter Bezug genommen wird.

Wo immer Zweifel auftauchen – und gegen Fehler sich wir alle nicht gefeit –, sollten diese m. E. kommuniziert werden, um die Chance auf eine diskursive Klärung des Problems offen zu halten. Schweigen oder gar falsches Lob, egal ob aus Feigheit vor Gegenreaktionen oder in der Hoffnung, das Gegenüber für den Umkehrfall milde zu stimmen, sind an dieser Stelle unangebracht.

Aber wir wissen aus unserer Erfahrung natürlich, dass selbst wenn die erkannten Fehler im Rahmen eines solchen Diskussionsprozesses ausgeräumt werden konnten, dies noch lange nicht bedeutet, dass Einigkeit über einen bestimmten Punkt erzielt worden ist. Denn Kritik provoziert Gegenkritik und neue Antworten werfen gewöhnlich neue Fragen auf. Dies mag mitunter frustrierend erscheinen. Einzig, es fehlt eine realistische Alternative zu dieser Verfahrensweise. Darum wissend wird der Theoretiker, wenn er klug ist,

-
- 1 Die Vielfalt möglicher Gender-Identitäten sei stets mitgedacht. Da es aber hier, entsprechend des Publikationsformats, vor allem über persönliche Erfahrungen und Einstellungen geht, halte ich es für angemessener, bei der männlichen Form zu bleiben.
 - 2 Wer so bezeichnet wurde, konnte sich übrigens lange Zeit nicht sicher sein, dass das als Kompliment und nicht als unverhohlene Kritik gemeint war. Es ist noch nicht so lange her, dass ‚Theorie‘ von namhaften FachvertreterInnen als ‚Forschung über Forschung‘ im Gegensatz zu ‚richtiger‘ Forschung abgetan wurde.
 - 3 So die Unterstellung von Hofmann/Stockhammer (2017, 44f.). Zugleich wird behauptet, ich verstünde unter Theorie: „the resistance of a small avant-garde group against the main stream“ (ebd. 44). Tatsächlich habe ich lediglich auf die wissenschaftssoziologische Beobachtung aufmerksam gemacht, dass Theorie-Debatten wesentlich durch Rede und Gegenrede angetrieben werden und insofern dem Avantgarde-Prinzip folgen. Avantgarde bedeutet dabei zunächst nicht mehr als mit einer neuen, Bestehendes infrage stellenden Sichtweise der Dinge in einer ForscherInnengemeinschaft Anerkennung finden zu wollen. Mit einer intentionellen Beschränkung des Zugangs zur Theoriediskussion (ebd.) hat dies nichts zu tun.

Kritik nicht nur ertragen, sondern froh darüber sein, manifestiert sich in ihr doch nicht nur ein Interesse am Geäußerten, sondern befördert sie auch die eigene Meinungsbildung ebenso wie jene Dritter.

(Archäologische) Theorie als Forschungsgebiet unterscheidet sich in dieser Hinsicht übrigens nicht grundsätzlich von jenen Forschungsgebieten, die der Empirie näherstehen. Und deshalb gilt auch hier: Um dieses Forschungsgebiet zu beherrschen – oder gar um Meisterschaft in diesem Bereich zu erlangen –, bedarf es mehr als eines bloßen Selbstbekenntnisses dazu bzw. der ‚richtigen Gesinnung‘. Nötig ist vor allem harte und beharrliche Arbeit. Auch wenn die Gegenstände der (archäologischen) Theorie ganz überwiegend andere als die der praktischen Archäologie sind, gilt es auch hier Standards zu setzen und einzuhalten. Und diese Standards unterscheiden sich nicht grundsätzlich von jenen der Quellenkritik oder der Methode. Dies möchte ich zum Ausdruck bringen, wenn ich Theorie hier metaphorisch als ‚sechsten Kontinent‘ bezeichne und damit als einen Raum, dessen Weiten vielfach erst noch ihrer Entdeckung harren.

Diese Formel macht zugleich deutlich, dass Theorie ‚nicht die Welt ist‘. Theorie bildet jeweils nur einen (mehr oder weniger großen) Sektor eines Faches oder Wissensfeldes, der im Idealfall mit den anderen Sektoren interagiert bzw. diese auf komplexe Weise durchdringt. Archäologische Theoretiker sind in der Regel parallel zu ihrer Theoriearbeit auf unterschiedlichen Sektoren tätig. Ich selbst etwa habe neben Beiträgen zur Theorie der Archäologie auch Grabungsberichte, ‚konventionelle‘ Forschungsbeiträge zu konkreten Forschungsfragen sowie Studien zur Archäologiegeschichte verfasst. Im Idealfall haben diese Arbeiten von meinem theoretischen Wissen profitiert, trotzdem bleiben es letztlich Grabungsberichte, Quellenstudien oder Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte. Beiträge zur Theoriedebatte in einem engeren Sinne besitzen nämlich eine ganz eigene Struktur. Sie tendieren, selbst wenn sie konkrete Fallstudien beinhalten, immer in gewissem Maße zum Manifest. Ihr Verfasser versucht, bestimmte etablierte Denkweisen aufzubrechen und einem (mehr oder minder) neuen Verständnis zum Durchbruch zu verhelfen. Dabei hofft er natürlich auf eine möglichst breite Gefolgschaft.

Aber der Weg geht nicht nur von der Theorie zur Praxis. Umgekehrt profitiert meine theoretische Arbeit enorm von der praktischen und wissenschaftsgeschichtlichen Fundierung meiner Arbeit. Sie würde zweifellos noch viel stärker profitieren, wenn ich meine entsprechenden Arbeiten intensivieren könnte. Allerdings fehlte mir dann die Zeit für Beiträge zur Theoriedebatte. Und es gibt gute Gründe für die Vermutung, dass es in diesem Punkt nicht allein mir so ergeht. In diesem Sinne ist nachvollziehbar, dass ein Archäologe/eine Archäologin nicht alle Felder zugleich und auf einem gleich hohen Niveau bedienen kann. Jede(r) Forschende muss für sich Schwerpunkte seiner Arbeit setzen und die Beschränkungen, die sich daraus für seine Arbeit und die Reichweite seiner Ergebnisse ergeben, akzeptieren.

Insofern als theoretisches Wissen ebenso hart erarbeitet werden muss wie jedes andere Wissen, kann es also nicht darum gehen, Andere einfach zur Konvertierung ins theoretische Lager zu animieren. Lippenbekenntnisse allein ersetzen keine ‚Theoriearbeit‘ und sind daher immer nur von begrenztem Wert. Aus diesem Grunde scheint mir missionarischer Eifer im Hinblick auf die Beförderung der Theoriediskussion als unangemessen und dem eigentlichen Anliegen eher abträglich. Theorie muss durch die

konkreten Einsichten, die sie anderen vermittelt, überzeugen und sollte nicht zu einer Glaubenssache stilisiert werden.

Außerdem darf Theorie m. E. nicht als etwas vom Rest des Faches Losgelöstes betrachtet werden, sondern theoretische Reflektion sollte stets vor dem Hintergrund konkreter praktischer Erkenntnisinteressen erfolgen. In gleicher Weise kann ein paralleles wissenschaftsgeschichtliches Interesse die Theoriearbeit enorm befruchten, nicht zuletzt dadurch, dass es die vielfach fehlende Einsicht in die Historizität alles Theoretischen befördert.

Die archäologische Theorie in ihrer aktuellen Gestalt ist wissenschaftshistorisch gesehen ein sehr junges Phänomen und Ergebnis eines Prozesses, der anschaulich einmal als *loss of innocence* beschrieben worden ist (Clarke 1973). Insofern ist anzuerkennen, dass auch die Theorie selbst, parallel zur generellen Fachentwicklung, permanent ihre Gestalt verändert. Genau aus diesem Grund können wir nie sicher sein, dass zukünftige Generationen der archäologischen Theorie in ihrer heutigen Form noch bedürfen.⁴ Mögliche Anzeichen für ein vorläufiges Ende des ‚Zeitalters der Theorie‘ lassen sich – zumindest außerhalb der Archäologie – bereits erkennen. Unklar scheint eigentlich nur noch, ob dieses Ende als Konsequenz einer neuen Epistemologie letztlich bewusst herbeigeführt wird⁵ – oder ob es uns ohne Ankündigung trifft, etwa in der Art und Weise, wie eine Veralltäglichsung von Charisma zugleich dessen Ende bedeutet.⁶

Noch ist es allerdings nicht soweit. Deshalb komme ich hier noch auf einen anderen für die aktuelle Debatte relevanten Punkt zu sprechen. Theorie bedarf, anders als viele andere archäologische Forschungsbereiche, nicht unbedingt des großen Geldes. Dies hat bereits vor Jahrzehnten Niklas Luhmann gezeigt, als er nach der Berufung der Bielefelder Universitätsleitung unmissverständlich klarmachte, dass er für seine Forschung nicht viel mehr als einem Schreibtisch benötige. Die jüngst geäußerte Einschätzung, erst die großzügige öffentliche Förderung im Rahmen der Exzellenzinitiative habe der Theoriedebatte in der deutschsprachigen Ur- und Frühgeschichte zum Durchbruch verholfen (Hofmann/Stockhammer 2017, 3 und 47), halte ich daher für wenig überzeugend. Dies bedeutet selbstverständlich nicht, dass in einem solchen Rahmen keine überzeugenden theoretischen Beiträge entstanden sind bzw. entstehen können. Allerdings zeigt ein Blick auf den wissenschaftlichen Output der letzten Jahre, dass die Mehrzahl der Forschungsbeiträge innerhalb wie außerhalb großer Forschungsverbünde nicht auf dem Feld archäologischer Theoriebildung lagen. Vielmehr überwiegen eindeutig enger gegenstandorientierte Studien, die allenfalls locker kulturtheoretisch verankert wurden – etwa durch ein verbales Gefolgschaftsbekanntnis zu dieser oder jener aktuellen Theorieströmung.

Noch überraschender als die große Sympathie heutiger TheoretikerInnen zur staatlich besonders geförderten Groß- und Leuchtturmforschung erscheint mir jedoch das damit verbundene empathische Bekanntnis zu einer Art postmoderner Befreiungs- und Gleichheitsideologie (ebd. 44 f.; 47). Ein solcher Standpunkt übersieht geflissentlich den

4 Philipp Felsch (2015) hat dieser Erwartung bzw. Befürchtung mit seiner Wendung vom „langen Sommer der Theorie“ bildhaften Ausdruck verliehen.

5 Siehe etwa Bruno Latours regelmäßige Forderungen nach einer Entsorgung der alten Theorien und ihre Ersetzung durch flache Diskurse. Dazu aktuell: Keupp/Schmitz-Esser 2015, bes. 24.

6 Die Position, auf die sich Hofmann/Stockhammer (2017, 44 f.) zurückgezogen haben, deutet eher auf Letzteres.

privilegierten Standpunkt, von dem aus hier argumentiert wird und zugleich die Tatsache, dass die Exzellenzinitiative letztlich das Ergebnis einer neoliberalen politischen Agenda war – und eben nicht der politische Versuch, die Chancengleichheit zu fördern. Das ‚postmoderne‘ Selbstverständnis mit der Betonung einer Vielfalt und Gleichwertigkeit theoretischer Ansätze und archäologischer Narrative, die alle Kritik obsolet werden lassen, passt nicht so recht zur akademischen Sozialisation seiner VerfechterInnen. Metaphorisch gesprochen scheint es mir fast so, als priesen hier Früchte, die in einem gut beheizten Gewächshaus groß geworden sind, die Wahrheit und Schönheit der einfachen Wald- und Feldfrüchte.

Versuchen wir diese Position ungeachtet der geäußerten Bedenken ernst zu nehmen, so stehen sich heute in der Prähistorischen Archäologie jedenfalls mindestens zwei konkurrierende Modelle von dem, was Theorie ist bzw. sein könnte, gegenüber:

- Die eine Position versteht archäologische Theorie als geschlossenen, vor externen Eingriffen geschützten Bereich, in dem man sich unter Gleichgesinnten gegenseitig der großen Bedeutung des eigenen Tuns versichert und – gleichgültig, ob kulturtheoretisch oder antiquarisch ausgerichtet (ebd. 44) – gemeinsam der Vielfalt des Kulturellen und/oder Materiellen huldigt.
- Die andere Position versteht Theorie weniger als eine Identität stiftende Veranstaltung, sondern eher als Wagnis: als ein riskantes und gefährliches Denken, das Grenzen überschreitet und gelegentlich auch provoziert, das aber zugleich immer die Möglichkeit des Scheiterns im Blick hat.

Verkürzend könnte man vielleicht sagen, dass sich hier ein ‚Denken in Identitäten‘ und ein ‚Denken in Differenzen‘ gegenüberstehen.⁷ Unverständlich bleibt dabei für mich allerdings, dass sich die VerfechterInnen des zuerst genannten Prinzips letztlich gerade auf jene philosophische Tradition berufen, die ein solches Denken in Differenzen, wie es die zweite Option hervorhebt, erst hervorgebracht hat ...⁸

Selbstverständlich wünsche auch ich mir für die Zukunft einen möglichst breiten theoretischen Diskurs, zu dem möglichst viele, theoretisch wie praktisch möglichst gut ausgebildete Personen ihren kritischen Beitrag leisten. Zur theoretischen Grundausbildung sollte aber unbedingt auch gehören, dass Mann/Frau lernt, sowohl sachliche Kritik an konkurrierenden Konzepten zu üben, als mit Kritik am eigenen Standpunkt produktiv umzugehen.⁹ Wenn dies gelingt, braucht man sich m. E. um die Pluralität der Anschauungen innerhalb der Theoriedebatte keine Sorge zu machen – und ebensowenig ist es notwendig, verbale Mauern zwischen ‚akzeptablen‘ und ‚verdächtigen‘ Theorie-Praxen zu errichten.¹⁰

7 Siehe Bernbeck (in: Hofmann/Stockhammer 2017, 39), der zu Recht auf die der aktuellen archäologischen Identitätsdebatte inhärenten Begrenzungen verweist.

8 Siehe Rheinberger 2015, 147f. mit Bezug auf Gilles Deleuzes „Differenz und Wiederholung“ von 1968.

9 Es fehlt hier der Raum, um über die praktischen Konsequenzen meines Konzepts für die Gestaltung der universitären Fachausbildung zu sprechen.

10 Hofmann/Stockhammer (2017, 47 und 45) mit Bezug auf Verf. als abschreckendes Beispiel. – Vor dem Hintergrund des hier skizzierten Theorieverständnisses bleibt mir dennoch kaum etwas anders übrig, als die Einlassungen als ein Geschenk aufzufassen, bieten sie doch die Chance einer diskursiven Klärung von latenten, bisher unausgesprochenen Vorwürfen.

Zitierte Literatur

- Clarke 1973: D. L. Clarke, *Archaeology: The Loss of Innocence*. *Antiquity* 47, 1973, 6–18.
- Felsch 2015: Ph. Felsch, *Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960–1990*. München: Beck 2015.
- Hofmann/Stockhammer 2017: K. P. Hofmann/Ph. W. Stockhammer 2017: *Beyond Antiquarianism. A review of current theoretical issues in German-speaking prehistoric archaeology* (with comments by U. Veit, Th. Meier, R. Bernbeck, K. Kristiansen). *Arch. Dialogues* 24/1 2017, 1–87.
- Keupp/Schmitz-Esser 2015: J. Keupp/R. Schmitz-Esser, *Einführung in die „Neue alte Sachlichkeit“: Ein Plädoyer für eine Realienkunde des Mittelalters in kulturhistorischer Perspektive*. In: Dies. (Hrsg.), *Neue alte Sachlichkeit. Studienbuch Materialität des Mittelalters*. Ostfildern: Thorbecke 2015, 9–46.
- Rheinberger 2015: H.-J. Rheinberger, *Über den Eigensinn epistemischer Objekte*. In: H. P. Hahn (Hrsg.), *Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen*. Berlin: Neofelis 2015, 149–162.

Ulrich Veit

Professur für Ur- und Frühgeschichte am Historischen Seminar der Universität Leipzig,
Ritterstr. 14, D-04109 Leipzig
ulrich.veil@uni-leipzig.de